

«Man wird als Frau nicht geschont»

Heute Donnerstag ist der internationale Tag des Arztes. Eine junge Assistenzärztin sowie ein älterer Chefarzt erzählen, wie sie ihre Arbeit aus ihrer jeweiligen Perspektive wahrnehmen und was sich im Laufe der Zeit verändert hat.

mit Eliane Minger und Markus Furrer sprachen Anja Schäublin und Fiona Bugmann

Eliane Minger, 31, und Markus Furrer, 64, sind unterschiedlich. Er: älter, männlich, Chefarzt, Leiter der Chirurgie und stellvertretender CEO des Kantonsspitals Graubünden. Sie: jünger, weiblich und Assistenzärztin. Doch etwas verbindet die beiden: der Wille, andere Menschen von Krankheiten und Schmerzen zu befreien. Im Interview sprechen sie über das Frau- und Mannsein sowie den Unterschied zwischen verschiedenen Generationen im Krankenhaus.

Eliane Minger, Markus Furrer, was sagen Sie zu den Arbeitszeiten der Assistenzärztinnen und Assistenzärzten?

MARKUS FURRER: Früher gab es keinen Arbeitsvertrag, der geregelt hat, wie viel gearbeitet wird. Es stand bloss: Die Arbeitszeit richtet sich nach den Bedürfnissen der Anstalt. Wir haben einfach gearbeitet. Heute haben wir einen Dienstplan, sodass auch die Unterassistenten die Zeit erfassen und kompensieren können.

Wie viele Stunden pro Woche haben Sie etwa in Ihrer Assistenzzeit gearbeitet?

Furrer: Sicher 60 bis 80 Stunden pro Woche.

Und wie viele Stunden arbeiten Sie jetzt in Ihrer Assistenzzeit, Frau Minger?

ELIANE MINGER: Wir arbeiten zehn Stunden pro Tag. Wir haben eine 50-Stunden-Woche, acht davon sind Weiterbildung. Werden diese weggerechnet, ist man bei der 42-Stunden-Woche.

«Ich habe jetzt Enkel und sehe das erste Mal Kinder aufwachsen.»

Markus Furrer
Chefarzt und Professor

Was hat sich seit Ihrer eigenen Assistenzzeit verändert, Herr Furrer?

Furrer: Die grundsätzliche Haltung der Verantwortung. Uns wurde dazumal noch eingetrichtert, dass man rund um die Uhr selber für die Patientin oder den Patienten verantwortlich ist. Klar hatte zum Beispiel ein Kollege Nachtdienst, aber wenn dieser um Mitternacht ein Problem hatte, dann hat er uns zu Hause angerufen. Heute herrscht eine wechselnde Verantwortung. Wenn der Dienst vorbei ist, wird der Patient an die nächste Schicht weitergegeben.

Früher gab es also eine viel stärkere Durchmischung von Leben und Arbeit?

Furrer: Ja, bei der Generation vor mir war das noch extremer. Die Assistenzärztinnen und -ärzte haben praktisch im Spital gewohnt. Ich hatte Vorgesetzte, die mir erzählten, dass sie drei Monate am Stück im Dienst waren.

Wurde Ihnen die Arbeit nie zu viel? Wollten Sie nie abbrechen?

Furrer: Nein. Ich glaube, in meiner Berufslaufbahn gab es keinen Tag, an dem ich nicht gerne zur Arbeit ging. In



Zwei Welten, ein Beruf: Eliane Corina Minger und Markus Furrer unterhalten sich über die Medizinbranche aus der Sicht einer jungen Ärztin und eines älteren Arztes.

Bild Livia Mauerhofer

meiner Generation sind der Beruf und die Freizeit ineinandergeflossen. Fast schon eine veraltete Work-Life-Balance. Ich habe drei Kinder. Bei deren Erziehung habe ich mich nicht stark beteiligt, da ich sehr viel gearbeitet habe. Meine Frau hat sie mehrheitlich grossgezogen. Heute wäre das nicht mehr denkbar. Ich habe jetzt Enkel und sehe das erste Mal Kinder aufwachsen. Das zeigt mir, wie es auch hätte sein können.

Minger: Nein, ich würde meinen Beruf nicht tauschen wollen. Ich habe immer gerne studiert. Mich haben der Mensch und seine Anatomie immer fasziniert. Seit ich zehn Jahre alt war, wollte ich immer Ärztin werden und mich in Rekonstruktiver, Plastischer und Ästhetischer Chirurgie spezialisieren.

Im Studium ist es Ihnen auch nie zu viel geworden?

Furrer: Wenn ich zurückschaue und das Studium mit der Assistenz- und Oberarztzeit vergleiche, war das Studium eigentlich die lockerste Zeit. Als Assistent mussten wir schon extrem viel arbeiten.

Minger: Ja das stimmt, die Assistenzzeit war bei mir schon anstrengend. Da war ich das erste Mal wirklich richtig müde. Beim Einstieg in die Arbeitswelt wird man einfach ins kalte Wasser geworfen, quasi ein Kälteschock.

Furrer: Ja, und dieser Kälteschock wird anders erlebt heute. Ich meine nicht, dass die Jungen heutzutage weniger belastbar sind. Ich war in fünf, sechs verschiedenen Spitälern, und ich wurde nirgends eingeführt. Ich war froh, wenn mir überhaupt jemand gesagt hat, wo mein Büro ist. Heutzutage gibt es eine dreimonatige Einführungsphase, wobei man von einer Mentorin oder einem Mentor begleitet wird.

Frau Minger, wie nehmen Sie die Vorgesetzten wahr?

Minger: Am Anfang sieht man die Chirurginnen und Chirurgen oder allgemein die Chefinnen und Chefs als Vorbilder und «wandelndes Lexikon».

Herr Furrer, wie erleben Sie die Assistenzärzte und -ärztinnen?

Furrer: Sie werden ein bisschen zu sehr kategorisiert mit all diesen Generationen X, Y und so weiter. Die Assis-

tenzärztinnen und -ärzte habe ich gar nie so unterschiedlich wahrgenommen. Sie mögen ihren Beruf sehr gerne, sind einsatzfreudig und hochintelligent. Natürlich hat sich die Bedeutung des Berufs in ihrem Leben ein bisschen geändert. Also im Sinn von: «Ich gebe alles, wenn ich hier bin, und arbeite, aber dann will ich auch meine Freizeit.»

Würden Sie sagen, es herrscht eine Hierarchie im Spital?

Minger: Ich denke ja, aber das ist von mir aus gesehen auch gut so.

Furrer: ... das ist so. Die Hierarchie liegt ein bisschen in der Natur des Spitals. Es ist ein bisschen wie bei der Armee. Wenn es im Operationssaal Blut hat, kann nicht lange diskutiert werden. Es gibt eine Person, die das Zepter in die Hand nimmt und Aufgaben verteilt. Aber das ist kein Vergleich zum Hierarchieverständnis, wie das zu meiner Zeit war.

Was sind die Vorteile einer jungen Person in der Medizinbranche?

Furrer: Wir haben ein Arbeitsgesetz, das gewisse Sachen genau vorgibt. Das ist manchmal gut, aber auch schlecht, weil es uns die Flexibilität, die wir eigentlich gerne hätten, stibitzt. Ich glaube, die Hierarchie von früher wurde auch ein bisschen weicher. Respekt ist gut, aber auch nicht zu viel, sodass man sich trotzdem mal traut, eine Frage zu stellen.

Was sind die Vorteile einer älteren Person in der Medizinbranche?

Furrer: Man hat in kürzerer Zeit mehr gelernt, weil auch mehr gearbeitet wurde. Es gab viel öfters die Möglichkeit, an Operationen heranzukommen. Wenn ich Frau Minger erzähle, was wir als Assistenten operierten, kann sie das wahrscheinlich kaum glauben. Heutzutage operiert nicht einmal ein Oberarzt so viel, wie wir das damals als Assistenzärzte gemacht haben.

Frau Minger, gab es ein einschneidendes Ereignis in Ihrer Karriere, dass Sie als junge Person besonders wahrgenommen haben?

Minger: Als ich angefangen habe zu arbeiten, wurde ich oft nicht als Ärztin wahrgenommen. Eine Zeit lang habe

«Als ich angefangen habe zu arbeiten, wurde ich oft nicht als Ärztin wahrgenommen.»

Eliane Minger
Assistenzärztin

ich jeden Tag eine Patientin visitiert, und als dann der Chefarzt kam, sagte sie zu ihm, es sei nie ein Arzt bei ihr gewesen. Ich stand nur noch mit grossen Augen da und meinte zum Chefarzt, dass ich doch eigentlich jeden Tag bei ihr war. Aber sie wollte nun mal einen «richtigen Arzt».

Furrer: Ich glaube, das hat aber auch einen Zusammenhang mit dem Geschlecht. Es heisst sehr oft: «Eine Frau ist eine Pflegefachfrau, und ein Mann ist ein Arzt.»

Herr Furrer, haben Sie auch ein einschneidendes Ereignis wegen Ihres Alters erlebt?

Furrer: Wenn man als «älterer Kollege» hinzukommt, scheint man wohl mehr Autorität zu haben. Wenn Patienten nicht sicher sind, ob sie die Operation durchführen wollen oder nicht, kann es sein, dass sie bei Assistenzärzten zuerst ein bisschen zögern. Es gibt übrigens auch eine Studie: Ärzte, die Kravatten tragen, wirken offenbar autoritärer und kompetenter. (lacht) Ich darf das jetzt natürlich erzählen, ich trage ja keine.

Ist es einfacher, ein Arzt oder eine Ärztin zu sein?

Minger: Ich glaube, es hat beides Vor- und Nachteile. Als Frau muss man sich vielleicht eher mit dem Badge, auf dem der Name und die Position geschrieben stehen, den Patienten gegenüber vorstellen.

Was sind denn die Vorteile als Frau in Ihrem Beruf?

Minger: Frauen arbeiten generell sehr genau. Sie sind oft sehr «pingelig» mit ihren Arbeiten und auch mit sich selber. Das kann ein Vor- sowie auch Nachteil sein.

Stimmen Sie dem zu, Herr Furrer?

Furrer: Ja, absolut. Männer neigen eher zur Selbstüberschätzung und Frauen zur Unterschätzung. Sie haben weniger Selbstvertrauen und wollen sich vielleicht einmal mehr Sicherheit holen. Aber als ich Assistent war, haben meine Vorgesetzten keine Frauen auf der Chirurgie angestellt. Das war einfach kein Fach für Frauen. Es gab wirklich keine einzige Frau. Das hat sich komplett geändert. Heute gibt es bei uns zwar noch wenige Chefärztinnen, aber auch das ist eine Frage der Zeit.

Erhalten Frauen und Männer die gleichen Aufgaben im Spital? Oder kann es sein, dass Frauen beispielsweise geschont werden?

Minger: Nein, man wird als Frau sicher nicht geschont. Das ist auch richtig so. Genau wegen dem Konkurrenzkampf ist es bei uns bei den Assistenten genau geregelt, wer welchen Anspruch auf welche Operation hat. So entsteht dieser Machtkampf gar nicht erst.

Furrer: Bei uns verdienen Frauen und Männer gleich viel. Bei einer Studie über die Löhne in unserem Spital stellten wir fest, es herrscht tatsächlich Lohnleichheit.

Was glauben Sie, wie wird sich Ihr Job in der Zukunft verändern?

Furrer: Jetzt gilt immer noch das Prinzip, dass ein Arzt für einen Patienten verantwortlich ist. Diese Verantwortung wird vielleicht noch auf mehr Personen aufgeteilt. Also eine gestaffelte Verantwortung für einen Patienten, während dem ganzen Prozedere der Behandlung. Auch das Bild wird sich ändern. Die Work-Life-Balance der jungen Generation wird zu einer neuen Interpretation der Chefrolle führen.

Minger: Ich denke auch, dass es einfacher wird, Teilzeit zu arbeiten.

Furrer: Stimmt, das ist auch noch ein Faktor. Die Digitalisierung und die Verfügbarkeit des Know-hows. Früher war diejenige Person die beste, die alles wusste und gleich eine Studie nennen konnte. Heute ist es die, die das Wissen am besten anwenden kann. Wenn ich heute an einer Weiterbildung etwas erzähle, sehe ich genau, wie unter dem Tisch bereits gegoogelt wird, ob das auch stimmt, was ich erzähle.

Minger: (lacht)

«Der Beruf ist sehr zeitintensiv, und es ist ein Privileg, wenn man ihn gerne ausübt.»

Eliane Minger
Assistenzärztin

Ein Schlusswort?

Furrer: Ich habe den besten Job der Welt. Das Wichtigste ist: Der Enthusiasmus und die Liebe zum Beruf haben sich überhaupt nicht geändert. Aber es hat sich geändert, wie die Liebe zum Beruf ausgelebt wird. Zu unserer Zeit stand die Quantität im Vordergrund. Die heutige Generation sagt zurecht «Wenn wir schon viel Zeit im Spital verbringen, wollen wir auch wissen, was wir genau machen und was sich lohnt.»

Minger: Es ist wichtig, dass Frauen und Männer gleichgestellt sind. Schliesslich sollte das praktiziert werden, was man gerne macht. Generell ist der Beruf sehr zeitintensiv, und deshalb ist es ein Privileg, wenn man ihn gerne ausübt.